



Ashley
Carrington

Jessica
*Die Insel der
verlorenen Liebe*



Weltbild

Ashley Carrington

Jessica
Die Insel der verlorenen Liebe
Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.
Copyright der Originalausgabe © 1989 by
Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright der Originalausgabe © 1989 by Rainer M. Schröder,
vertreten durch AVA international GmbH, Germany. www.ava-international.de
Covergestaltung: zeichenpool, München
Titelmotiv: Mauritius Images, Mittenwald (© Urbanlip, © age)
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-271-1

Für R. M. S.,
dessen Träume
auch meine Träume sind.

AUSTRALIEN

April 1808

Es war nicht richtig, was er tat, und Mitchell Hamilton wusste es. Doch er konnte seinen Blick einfach nicht von ihrem nackten Körper abwenden.

Das Bild, das sich ihm auf der versteckten Lichtung am Goose Neck Creek im warmen Licht der Abendsonne bot, nahm ihn gefangen und ließ ihn vorübergehend vergessen, dass er ein Gentleman und diese junge Frau dort die Tochter des Mannes war, der ihn in seinem schäbigen Haus fern der nächsten Siedlung aufgenommen hatte und ihn vor seinen Feinden versteckte, die ihn am liebsten tot oder doch zumindest im Gefängnis von Sydney gesehen hätten. Dass Cedric Blunt sich für seine Dienste bezahlen ließ und ein verschlossener, wenig umgänglicher Mann war, änderte nichts daran, dass er ihm zu großem Dank verpflichtet war und auch seiner siebzehnjährigen Tochter Sarah. Sie hatte sich, anders als ihr Vater, in den vergangenen Wochen und Monaten liebevoll um sein Wohlbefinden gekümmert, soweit das ihre armseligen Lebensumstände zuließen. Und nun vergalt er ihr all die Herzlichkeit und Gastfreundschaft, indem er sie dabei beobachtete, wie sie sich am Ufer des Baches auszog.

Er war Sarah jedoch nicht zu diesem abgeschiedenen Ort im Wald gefolgt. Zumindest das konnte er zu seiner Entlastung vorbringen. Er war ganz zufällig auf sie gestoßen, als er sich an diesem Nachmittag weiter als gewöhnlich von der Heimstatt des Töpfers Cedric Blunt entfernt, die Kuppe eines Berges erklimmen, dort die Aussicht genießen, ein paar Skizzen angefertigt und dann einen weiten Bogen geschlagen hatte, der ihn auf einem neuen Weg zu seinem Versteck auf Van Diemen's Land zurückführen sollte. Er war die altvertrauten Wege, auf die er sich schon seit über zweieinhalb Monaten beschränken musste, einfach leid gewesen. Und so war er dann auf dem Rückmarsch auf Sarahs geheimen Badeplatz gestoßen. Sie waren fast zur selben Zeit an diesen Ort gekommen, wenn auch aus genau entgegengesetzten Richtungen.

Mitchell Hamilton stand am östlichen Rand der Lichtung, die der kleine Fluss von Nord nach Süd durchschnitt und in zwei fast gleich große Hälften teilte. Zwei mächtige Karribäume, die weit in den Himmel aufragten, warfen ihren Schatten auf ihn. Und dichter Farn, der teilweise bis über seinen Kopf reichte, bot ihm einen idealen Schutz, nicht bemerkt zu werden.

Sarah kam geradewegs aus der Töpferei. Ein langer erschöpfender Arbeitstag am Brennofen lag hinter ihr. Mitchell hatte am Morgen mitbekommen, wie Cedric sie auf seine mürrische Art ermahnt hatte, beim Brennen der Krüge und Schüsseln diesmal noch mehr Sorgfalt walten zu lassen, weil seine Kundschaft in Hobart jede Nachlässigkeit zum Anlass nahm, einen Preisnachlass zu verlangen. Ihr altes Kattunkleid, das sie an diesen Tagen trug, wo sie am Brennofen stand, war von unzähligen kleinen Brandlöchern übersät und schon so oft geflickt worden, dass es fast mehr vom Garn der Flicker als vom ursprünglichen Tuch zusammengehalten wurde. Von der graublauen Farbe des Stoffes war nicht mehr viel zu sehen. Das Schwarz der Holzkohle und das Rotbraun der Tonerde

hatten sich auf dem Kattun zu einer schmutzig braunen Farbe vermischt, die aus dem Kleid nicht mehr herauszuwaschen war, wie sehr sie sich auch darum bemühte.

Noch im Gehen löste Sarah den Gürtel aus geflochtenem Hanf und öffnete die Reihe der selbst geschnitzten Hornknöpfe im Rücken. Mit einer geradezu ungeduldigen Bewegung, als habe sie den ganzen Tag sehnsüchtig nur auf diesen Moment gewartet, streifte sie dann das verschwitzte Kleid von den Schultern und legte es mit der ihr eigenen Sorgfalt über den Ast eines jungen Baumes in Ufernähe.

Unter dem Kleid trug sie als Leibwäsche nur ein dünnes, verschlissenes Leibchen und eine Hose aus einfachem Leinen, die ihr bis zu den Knien reichte. An ihrer Kleidung gab es nichts, was auch nur im Ansatz reizend ausgesehen hätte. Sie als schlicht zu bezeichnen wäre noch eine Übertreibung gewesen. Ihre Kleidungsstücke waren einfach erbärmlich armselig. Dabei war ihr Vater kein armer Mann. Er hätte es sich schon erlauben können, seiner Tochter ein paar Längen guten Stoffes zu kaufen, damit sie sich neue Sachen nähen konnte. Doch er war so geizig, wie er verschlossen war. Nicht von ungefähr hatte er sich auf Van Diemen's Land, der großen Insel vor der Südostspitze Australiens, weit ab von der nächsten Siedlung niedergelassen. Er vermochte der Gesellschaft anderer so wenig abzugewinnen wie der Sauberkeit oder einem hübschen Kleid für sein einziges Kind.

Eine Welle von Mitgefühl und Bedauern ergriff Mitchell, als er sie in diesen Lumpen sah, derer sie sich nun schnell entledigte, als fühlte auch sie, dass sie sogar einem armen Töpfermädchen wie ihr unwürdig waren. Und als sie dann in völliger Nacktheit in der warmen Abendsonne dieses Herbsttages stand, wurde er sich zum ersten Mal bewusst, dass sie nicht nur bescheiden und von herzlichem Wesen war, sondern auch einen sehr weiblichen, wohlgeformten Körper besaß.

Er hatte ihr von Anfang an Zuneigung entgegengebracht und sich an ihrer jugendlichen Frische und liebevollen Art, die sich so wohltuend von der ihres Vaters unterschied, erfreut, wie er sie auch bei jedem anderen jungen Mädchen geschätzt hätte. Doch er hatte sie nie mit den Augen eines Mannes gesehen und sich kaum klargemacht, dass sie in Wirklichkeit dem Mädchenalter längst entwachsen und schon eine junge Frau war.

Diese Erkenntnis und die Tatsache, dass er seinen Blick nicht von ihr wenden konnte, verwirrten ihn. Irgendein magischer Bann ruhte auf ihm und veranlasste ihn, zwischen den Farnen reglos zu verharren und sich an ihrer Nacktheit zu berauschen, die etwas in ihm erregte, was er nicht begreifen, geschweige denn zu benennen vermochte. Sarahs unverhüllter Körper mit all seinen Reizen war ihm fremd und vertraut zugleich, und das steigerte seine Verwirrung, in die ihr Anblick ihn stürzte.

Sarah stand am Bach, der an dieser geschützten Stelle eine wannenartige Ausbuchtung im felsigen Bett aufwies, und wandte ihm ihre linke Seite zu. Deutlich sah er ihre Brüste, die voll, aber von nicht zu üppiger Fülle waren, und die dunklen Höfe, die sich mit ihren Knospen nach oben reckten. Sein Blick folgte dem anmutigen Schwung ihrer Hüften, verweilte kurz auf dem hellen lockigen Vlies zwischen ihren Beinen und wanderte von den schlanken Fesseln wieder hoch zu ihrem Gesicht. Es war mit seinen klaren Zügen, den

braunen Augen, der etwas zu kräftigen Nase und dem stark ausgeprägten Mund zwar nicht ausgesprochen hübsch, aber auf einnehmende Weise offen und ansprechend.

Sie knotete gerade ihr kariertes Kopftuch auf und schüttelte dann befreit den Kopf. Eine Flut goldener Locken ergoss sich über ihre Schultern, die von der täglichen harten Arbeit breiter und kräftiger waren, als es dem allgemeinen Schönheitsideal der Zeit entsprach. Aber hier in der Wildnis von Van Diemen's Land gab kaum einer der freien Siedler und Sträflinge, die das Land bebauten oder ein Handwerk betrieben, etwas auf solche Dinge. Schon gar nicht ein Mann wie Cedric Blunt.

Das blonde Haar flog wie Goldregen durch die Luft, und Sarah ahnte nicht, dass sie mit dieser befreienden Bewegung bei ihrem heimlichen Beobachter und verstörten Bewunderer eine Flut sehnsüchtiger, schmerzlicher Erinnerungen auslöste.

Mitchell starrte wie hypnotisiert zu ihr hinüber. Sarahs Gesichtszüge verschwammen auf einmal vor seinen Augen, und ein anderes Gesicht erschien vor seinem inneren Auge. Es war das Gesicht der Frau, die er liebte und deretwegen er sich mit dem verfluchten Lieutenant Ken Forbes duelliert hatte.

Jessica!

»Jessica!« Er merkte gar nicht, dass er ihren Namen leise aussprach, während seine Hände das Skizzenbuch so fest umklammerten, als wollte er es zerquetschen.

Als Sarah sich hinkniete, ihr Gesicht mit dem klaren Wasser des Baches benetzte und sich dann in die wannenähnliche Vertiefung des Bachbettes setzte, glaubte er, seine geliebte Jessica vor sich zu haben. Ein versonnenes Lächeln trat in seine Augen, die von einem unglaublichen Blau waren, als Sarah ihren Körper mit einer Handvoll feinem Flusssand einrieb und säuberte. Das Wasser reichte ihr gerade bis unter die Brust, und sie saß ihm zugewandt. Wenn sie den Kopf etwas gehoben und ihren Blick auf das Feld der Farne auf der anderen Seite des Goose Neck Creek gerichtet hätte, hätte er ihr direkt in die Augen sehen können.

Begehren loderte in ihm auf wie eine Flamme, die bei einem starken Windzug aus der Glut eines heruntergebrannten Feuers hochschießt, als sie sich etwas vorbeugte, ein Stück aus einem dichten Mooskissen riss, das einen Baumstumpf überwuchert hatte, und es wie einen Schwamm benutzte. Sie fuhr damit über Schultern und Brüste. Es waren sanfte Bewegungen, die gerade wegen ihrer Unschuld etwas ungeheuer Erregendes an sich hatten.

Mitchell verspürte den fast unwiderstehlichen Drang, sein Versteck zu verlassen, die Kleider von sich zu werfen und Jessica in seine Arme zu schließen, sich dort am Ufer des kleinen Flusses mit ihr zu vereinigen.

Doch dann riss der Schleier vor seinen Augen, und Schamesröte schoss ihm ins Gesicht, als er sich seines wilden sinnlichen Begehrens bewusst wurde, das Sarahs nackter Körper in ihm geweckt hatte. Er kam sich auf einmal schmutzig und gemein vor, dass er sie bei ihren intimen Waschungen beobachtet und sich von ihrer Nacktheit so erregen ließ, dass es ihm in den Lenden schmerzte. Er war ihr etwas anderes schuldig als ein so unwürdiges, beschämendes Verhalten. Denn sie war es gewesen, die ihn aufopfernd

gepflegt hatte, als ihn eine schwere Krankheit am Tage seiner Ankunft bei den Blunts niedergezwungen hatte und an den Rand des Todes gebracht hatte. Von der schweren Schussverletzung, die Lieutenant Forbes ihm beim Duell zugefügt hatte, war er kaum genesen gewesen, als er New South Wales von einem Tag auf den anderen hatte verlassen müssen, weil Kenneth Forbes ihn mit seinem Hass und der gefestigten Macht des rebellischen Offizierskorps verfolgt hatte. Die nasskalte Überfahrt an Bord des Schoners Comet hatte ihn zu viel Kraft gekostet und einen Rückfall verursacht. Dass er ihn überwunden hatte, verdankte er allein Sarah.

Abrupt wandte er sich um und zog sich in geduckter Haltung zurück. Er ging fünfzig, sechzig Schritte in die Richtung zurück, aus der er gekommen war, und schlug dann einen nordöstlichen Bogen, der ihn in sicherer Entfernung um Sarahs zweifellos geheimen Badeplatz herum zur Heimstatt des Töpfers führte.

Cedric Blunt wusste bestimmt nichts davon, dass seine Tochter diesen Platz am Goose Neck Creek aufsuchte, und ganz gewiss hätte er es nicht gebilligt, dass sie sich dort splitternackt wusch. Er hielt nichts von übertriebener Sauberkeit, wie er seinem Gast oft genug zu verstehen gegeben hatte, und darunter verstand er das Wechseln und Waschen von Kleidern, Bettwäsche und Handtüchern öfter als einmal im Monat. Ständiges Waschen schade der Gesundheit eines Menschen und ruiniere nur den Stoff der Kleidung, hatte er seine Tochter mehr als einmal gerügt. Und erst als Mitchell sein monatliches Entgelt für Kost und Logis von zwölf auf vierzehn Shilling erhöhte, hatte sich der eigenbrötlerische Töpfer widerwillig bereit erklärt, ihm nun öfter frische Bettlaken und Handtücher zuzugestehen.

Gut zweihundert, dreihundert Yards weiter flussabwärts von der Stelle, wo Sarah sich den Schweiß und Dreck des Tages vom Körper spülte, überquerte er das munter dahinfließende Gewässer. Er umging ein Dickicht, das zu einer undurchdringlichen Mauer aus Dornen und graugrünem Blattwerk verfilzt war, und lenkte seine Schritte in Richtung der untergehenden Sonne, denn Cedric Blunts Heimstatt lag von hier aus im Westen. Die Landschaft diesseits des kleinen Flusses war ihm von zahlreichen Erkundungsgängen der letzten Wochen vertraut, aber er hätte auch so dank seines ausgezeichneten Orientierungssinnes ohne Schwierigkeiten nach Hause gefunden. Er konnte sich also ganz seinen Gedanken hingeben, während er ein von hohen Eukalyptusbäumen beherrschtes Waldstück durchquerte.

Er war derart in seine Gedanken versunken, dass er die Gestalt gar nicht bemerkte, die neben einem Gummibaum stand, dessen rissigen, grauen Stamm auch zwei Männer nicht hätten umfassen können.

Mitchell Hamilton fuhr deshalb zu Tode erschrocken zusammen, als der mittelgroße, sehnige Mann, der in dunklen derben Wollstoff gekleidet war und nur noch schütteres schwarzes Haar auf dem Kopf hatte, plötzlich wie aus dem Nichts vor ihm auftauchte und ihm den Lauf seiner Flinte auf die Brust setzte.

Es war Cedric Blunt.

»Mein Gott, haben Sie mir vielleicht einen Schreck eingejagt!«, stieß Mitchell Hamilton

hervor und wollte den Lauf der Flinte beiseiteschieben.

Doch der Töpfer erlaubte ihm das nicht. Mit der Kraft eines Mannes, der durch die schwere körperliche Arbeit, die er von Kindesbeinen an leisten musste, stählerne Muskeln besaß, hielt er den Lauf der Waffe auf die Brust des Mannes gerichtet, den er für Geld vor der Obrigkeit versteckte.

»Zum Henker! Hab' ich Sie erwischt!«, herrschte er ihn wutentbrannt an.

Die Erleichterung, die Mitchell nach dem ersten Schock empfunden hatte, wich augenblicklich wieder von ihm und machte einem Gefühl der Beklemmung, ja der Furcht Platz. Er blickte in das schmale Gesicht von Cedric Blunt, das von einem ungepflegten, schwarzen Bart eingerahmt wurde und die scharfen Züge eines Asketen trug. Zorn loderte in den Augen des Mannes, und Mitchell fragte sich voller Bangen, ob der Töpfer ihn wohl dabei beobachtet hatte, wie er dort zwischen den Farnen gestanden und zugeschaut hatte, wie sich seine Tochter völlig entblößte und wusch. War das der Fall, befand er sich in einer lebensgefährlichen Situation, auch wenn Cedric Blunt ihn nicht über den Haufen schoss. Es reichte schon, dass er ihn davonjagte. Wo sollte er schon hingehen, ein Fremder, den keiner von Bord eines Schiffes hatte gehen sehen?

»Ich verstehe Sie nicht, Mister Blunt«, erwiderte er vorsichtig und innerlich angespannt in Erwartung dessen, was ihn erwarteten mochte.

»Der Teufel soll Sie holen, Mister Prescott!« James Prescott war der Name, unter dem Sarah und ihr Vater ihn kannten. Doch beide wussten, dass er nicht wirklich so hieß. »Wie oft habe ich Ihnen gesagt, dass Sie sich gefälligst in der Nähe des Hauses aufzuhalten haben! Im Umkreis von einer Meile höchstens! Daran haben Sie sich, verdammt noch mal, auch zu halten, und wenn Sie zehnmals ein vornehmer Herr sind! Ich habe Ihnen meine Bedingungen von Anfang an genannt. Wenn sie Ihnen nicht mehr passen, steht es Ihnen frei, Ihre Sachen zu packen und sich anderswo ein Quartier zu suchen!«

Mitchell hatte Mühe, sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Der Mann wusste nicht, dass er seine Tochter wie ein lüsterner Jüngling beim Nacktbaden beobachtet hatte. Deshalb fiel es ihm auch leicht, ein entschuldigendes Lächeln zustande zu bringen. »Ich bitte Sie vielmals um Verzeihung, Mister Blunt. Es lag mir fern, Ihre Anweisungen zu ignorieren und Ihren Zorn zu wecken. Und noch ferner liegt es mir, mich nach einem anderen Quartier umzusehen ...«

»Das glaub' ich Ihnen gern! Und ich bezweifle, dass Sie ein anderes finden, wenn Sie es versuchen würden. Auch nicht für zwei Pfund im Monat! Jeder freie Siedler wird Sie meiden wie die Pest, und ein Emanzipist wird Sie eher an den nächsten Konstabler verraten, als dass er es riskiert, wegen Komplizenschaft mit Ihnen noch einmal fünf, sechs Jahre Sträflingsketten tragen und sich für andere den Rücken krumm schuften zu müssen!«

Mitchell atmete tief durch. »Sie haben nicht ganz unrecht, Mister Blunt. Aber ich verstecke mich nicht wegen eines Verbrechens, dessen ich mich schuldig gemacht hätte, sondern einer persönlichen Fehde wegen«, erwiderte er, und es war das erste Mal in den zweieinhalb Monaten, dass er ein Wort über den Grund seiner Flucht von New South

Wales nach Van Diemen's Land verlor. Und nur zu gerne hätte er gewusst, was Blunt Captain Patrick Rourke schuldete, dass er sich bereit erklärt hatte, ihn, den Fremden, bei sich zu verstecken.

Cedric Blunt machte mit der linken Hand eine herrische Bewegung, mit der er Mitchells Antwort wegwischte. »Ob Verbrechen oder persönliche Fehde! Wer sich, aus welchen Gründen auch immer, mit den neuen Machthabern in Sydney anlegt, und sei es auch noch so weit von hier, der muss nicht ganz klar im Kopf sein!«, sagte der Töpfer grimmig, ohne die Flinte auch nur einen Inch zur Seite zu nehmen. »Ja, ich riskiere meinen Kopf für Sie, und der ist mir im Zweifelsfall einiges mehr wert als die vierzehn Shilling, die Sie mir im Monat zahlen!«

»Sie können versichert sein, dass ich Ihre Gastfreundschaft und Ihre ... Diskretion sehr wohl zu schätzen weiß«, fuhr Mitchell Hamilton hastig fort. »Aber haben Sie auch ein wenig Nachsicht mit mir. Ich war auf der Suche nach neuen Motiven für mein Skizzenbuch, und dabei muss ich mich weiter von Ihrem Haus entfernt haben, als ich geglaubt habe. Ich habe mich einfach verschätzt.« Es war eine glatte Lüge, aber sie erschien ihm ratsamer als die Wahrheit, nämlich dass er es leid war, sich wie ein Gefangener in diesem Umkreis von einer Meile aufzuhalten.

Als er vor acht Jahren als freier Siedler mit dem Sträflingstransporter Tradewind, zu dessen menschlicher Fracht im vergitterten Zwischendeck auch Jessica gehört hatte, nach New South Wales gekommen war, der erst im Jahre 1788 gegründeten britischen Sträflingskolonie an der Ostküste Australiens, als er damals dieses fremde Land betreten hatte, war er gerade dreißig gewesen, voller Erwartungen, Hoffnungen und auch einigen Befürchtungen, und er hätte vieles für möglich gehalten. Er hätte jedoch nicht im Traum daran gedacht, dass er sich eines gar nicht allzu fernen Tages so sehr an die Großzügigkeit und scheinbar grenzenlose Weite dieses Landes, das zugleich aber auch voller Gefahren war, gewöhnt haben würde, um sich in einem Gebiet von einer Quadratmeile schon wie in eine Kerkerzelle eingesperrt zu fühlen. So sehr, wie er sich nach Jessica und ihrer Liebe verzehrte, so sehr fehlte ihm auch der tägliche Ausritt und die Arbeit auf seiner Farm Mirra Booka, die er mit seinem Partner John Hawkley zu einem wahren Juwel unter den Farmen der jungen Kolonie gemacht hatte.

Es war jetzt April und damit Herbst in diesen südlichen Breiten, wo die Jahreszeiten auf dem Kopf zu stehen schienen und das Weihnachtsfest in den australischen Hochsommer fiel. Er durfte gar nicht daran denken, wie viel Arbeit gerade jetzt auf Mirra Booka zu leisten war und wie sein älterer, von Gicht geplagter Partner John Hawkley ohne ihn zurechtkommen sollte. Denn praktisch hatte doch er, Mitchell, die letzten Jahre die Farm verwaltet. Das Sichverstecken und die erzwungene Untätigkeit an diesem abgeschiedenen Ort setzten ihm deshalb derart zu, als hätte man ihn wirklich eingekerkert.

»Mich interessiert nicht, warum Sie sich außerhalb des Gebietes, in dem Sie sich bewegen können, aufhalten! Es reicht mir, dass ich hier auf Sie stoße, Mister Prescott!«, erklärte er mit abweisender Stimme. »Ich habe Captain Rourke mein Versprechen

gegeben, dass ich Sie bei mir aufnehme, Ihnen keine Fragen stelle und mein Möglichstes tue, dass niemand von Ihrer Anwesenheit bei mir erfährt – unter der Voraussetzung, dass auch Sie sich an unsere Spielregeln halten. Dieses Versprechen habe ich gehalten. Doch wenn Sie sich nicht an unsere Abmachungen gebunden fühlen und mich in Gefahr bringen, indem Sie sich immer weiter von meinem Haus entfernen und dadurch in Kauf nehmen, von irgendjemandem zufällig entdeckt zu werden, dann will ich, dass Sie lieber noch heute als morgen von hier verschwinden!«

Mitchell gab sich zerknirscht. »Tut mir leid. Es wird nicht wieder passieren. Ich gebe Ihnen mein Wort.«

Einen langen Augenblick sahen sie sich an, und keiner wich dem Blick des anderen aus. »Also gut. Ich will Ihnen glauben. Aber es war meine letzte Warnung«, sagte Cedric Blunt dann mit einem knappen Kopfnicken und schwenkte den Lauf der Flinte beiseite.

»Danke.«

Mitchell musste sich zwingen, dieses Wort über die Lippen zu bringen. Er fand, dass der Töpfer gewaltig übertrieb, was die Gefahren einer zufälligen Begegnung in den umliegenden Wäldern und Hügelketten anging, lag doch die nächste Farm fast zehn Meilen westlich von der Heimstatt der Blunts entfernt, und bis zur nächsten größeren Siedlung waren es von da noch einmal gute sieben Meilen. In den zweieinhalb Monaten hatte sich zudem in der Nähe der Töpferei nicht eine einzige fremde Seele gezeigt, noch nicht einmal ein fahrender Händler, der von einer abgelegenen Farm zur anderen zog, hatte sich blicken lassen. Sicher war bekannt, dass die Töpferei kein Ort war, wo Gäste gern gesehen waren. Nein, die Siedler am Derwent-Fluss, an dessen Mündung Hobart lag, die größte Siedlung der Insel, mieden ihn genauso, wie der Töpfer ihre Gesellschaft mied.

Mitchell nahm vielmehr an, dass Cedric Blunt ihn in Wahrheit aus ganz anderen Gründen in der unmittelbaren Nähe seiner Töpferei zu halten versuchte. Vermutlich wollte er einfach nur seine Macht auskosten und ihn spüren lassen, dass ihm sein Geld und seine bessere Herkunft hier nichts nutzten.

Er erinnerte sich noch sehr gut an die sarkastische Antwort, die Cedric Blunt ihm vor anderthalb Monaten gegeben hatte, als er ihn gefragt hatte, ob er ihm und seiner Tochter in der Töpferei nicht zur Hand gehen und sich nützlich machen könnte:

»Ein vornehmer Herr wie Sie sollte sich nicht die Hände schmutzig machen wie unsereins. Besser, Sie widmen sich den Dingen, von denen Sie etwas verstehen. Ich habe gesehen, Sie haben ein paar Bücher mit Gedichten mitgebracht.«

Damals war er versucht gewesen, dem Töpfer seine Meinung zu sagen und zu erklären, dass er sehr wohl körperliche Arbeit gewohnt war und sich auch nicht zu gut dafür hielt. Doch Tonfall und Blick des Mannes hatten ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass mit ihm darüber nicht zu reden war und er ihn nicht in seiner Werkstatt zu sehen wünschte ...

Cedric Blunt schulterte seine Flinte. »Gehen Sie zum Haus zurück«, wies er ihn an. »Ich werd' sehen, ob ich noch etwas für den Kochtopf vor die Flinte bekomme. Vor der Dunkelheit bin ich zurück.«

Mitchell ersparte sich eine Antwort und nickte nur, während der Töpfer an ihm

vorbeiging und Augenblicke später aus seinem Blickfeld verschwunden war. Mit einem Gefühl der Verdrossenheit kehrte er auf dem kürzesten Weg zur Heimstatt zurück.

Als er schließlich aus dem Wald auf die Lichtung trat, wo Cedric Blunt sich niedergelassen hatte, verwandelte sich sein dumpfer Groll in Niedergeschlagenheit. Der Werkstattschuppen, der Stall und das Wohnhaus waren niedrige, primitive Gebäude und machten einen traurigen Eindruck. Er wagte nicht daran zu denken, um wie viel deprimierender es an diesem elenden, gottverlassenen Ort noch sein würde, wenn die letzten Sonnentage vorbei waren und die Zeit der schweren Herbsttürme und wochenlangen Regengüsse anbrach.

Er ging in das L-förmige Wohnhaus. Der Geiz des Töpfers zeigte sich hier überall. Die Fenster waren weder verglast noch mit Wachspapier oder der Haut einer Ochsenblase bespannt, obwohl ihn Letzteres nur ein paar Pennies gekostet hätte. Er hatte vor die quadratischen Öffnungen in der Lehmwand verschlissenes Sackleinen gehängt, das gegen die Insekten- und Ungezieferplage kaum etwas ausrichtete.

Der Wohnraum war, wie bei fast allen Heimstätten dieser Art, gleichzeitig auch Küche, doch sie war so spärlich eingerichtet, als müsste sich Cedric Blunt jedes Stück Stoff und jeden Nagel bitter vom Mund absparen. Dabei hatte Mitchell Sarahs gelegentlichen Bemerkungen entnehmen können, dass er sein Handwerk verstand und keine Schwierigkeiten hatte, seine Waren auch zu einem guten Preis in Hobart und den umliegenden Siedlungen zu verkaufen.

Es gab eine große Feuerstelle mit Rauchabzug, einen klobigen Tisch mit entsprechend unbequemen Stühlen, zwei einfache Schränke und ein offenes Regal, in dem einige Becher und selbst gebranntes Geschirr standen. Das beste und einzig wirklich einladende Möbelstück in diesem Raum, ja im ganzen Haus war der gepolsterte Lehnstuhl. Der war jedoch allein Cedric vorbehalten.

Mitchell war im Vorraum stehen geblieben, der mit Töpferwaren in Regalen bis unter die Decke vollgestellt war, und hatte seinen Blick durch den verlassenen Wohnraum zu seiner Rechten schweifen lassen. Einen Augenblick überlegte er, ob er die Glut in der Feuerstelle aufdecken und Holz auflegen sollte, damit Sarah ein kräftiges Feuer vorfand und sofort kochen konnte, wenn sie zurückkam. Er zögerte einen Moment, denn er wusste, dass Cedric ihm nicht einmal dieses geringfügige Entgegenkommen gestattete.

»Zum Teufel damit!«, sagte er sich dann und machte sich an die Arbeit. Und da er schon einmal dabei war, ließ er es sich auch nicht nehmen, hinter dem Haus zur Axt zu greifen und ein Dutzend Klötze in handliche Stücke zu spalten, die er rechts von der Feuerstelle in der Ecke aufstapelte.

Als Sarah zurückkam, prasselte das Feuer schon munter unter dem Rauchabzug. sie war ganz außer Atem, weil sie spät dran und die letzte Wegstrecke gerannt war. Und ein warmherziges Lächeln, in dem auch Erleichterung lag, als sie sah, dass ihr Vater noch nicht zurück war, zeigte sich auf ihrem Gesicht. »Oh, das ist aber nett von Ihnen, Mister Prescott«, bedankte sie sich, dass er ihr diese Arbeit schon abgenommen hatte.

»Ich wünschte, ich hätte viel öfter Gelegenheit, dir und deinem Vater etwas zur Hand

zu gehen«, sagte er und musterte sie unauffällig, während sie sich an der Herdstelle zu schaffen machte.

Sie schien ihm wie verwandelt. Dieses Leuchten, dieser rosige Schimmer auf ihrer Haut, war das nur der Widerschein des Feuers, oder kam es von innen? Und bewegte sie sich nicht ganz anders als sonst? Ihm schien es so. Die Sarah, die er am Morgen zu kennen geglaubt hatte, gab es für ihn nicht mehr. Er konnte jedenfalls nicht umhin, sie nach dem Erlebnis am Goose Neck Creek mit völlig anderen Augen zu betrachten. Und er ertappte sich dabei, dass er seinen Blick auf ihre Brüste gerichtet hatte, deren Wölbungen sich unter dem dünnen Stoff ihres Kleides deutlich abzeichneten, was ihm vorher nie aufgefallen war.

»Ja, Vater ist darin sehr eigen«, sagte sie nur, jedoch mit einem unterschwelligem Ton von Bedauern.

Mitchell setzte sich auf einen der harten Stühle. Es gefiel ihm, ihr zuzuschauen, wie flink sie das Gemüse aus dem eigenen Garten putzte und zerschnitt.

»Warum lässt er nicht zu, dass ich euch bei der Töpferei zur Hand gehe, Sarah? Ich weiß mit meinen Händen umzugehen. Sie sind nicht nur im Umblättern von Buchseiten und im Schreiben geübt, sondern können auch tatkräftig zupacken. Sonst hätte ich die große Farm, die ich in New South Wales besitze, bestimmt nicht zu dem machen können, was sie ist, nämlich ertragreich und ein wahres Schmuckstück«, sagte er voller Bitterkeit.

Sie hielt kurz in ihrer Arbeit inne und warf ihm aus ihren braunen Augen einen mitfühlenden Blick zu. »Die Arbeit in einer Töpferei mag vielleicht wirklich nicht das Rechte für einen Herrn wie Sie sein.«

»Du gebrauchst dieselben Worte wie dein Vater, Sarah!«, erwiderte er gereizt. »Aber eine Ausrede wird nicht deshalb schon wahr, nur weil man sie einem anderen nachplappert. Ich glaube einfach nicht, dass dein Vater in diesem Punkt auch meint, was er sagt, und du weißt es! Er verwehrt mir jegliche Betätigung, als wollte er mich für etwas bestrafen. Ich wüsste dann nur gerne, was ich ihm angetan habe, verdammt noch mal!«

Sie errötete und nahm ihre Arbeit schnell wieder auf. »Er hegt keinen Groll gegen Sie«, versicherte sie.

»So?«, fragte er skeptisch.

»Nicht gegen Sie persönlich«, fuhr sie fort.

»Gegen wen dann?«

Sie zögerte. »Gegen jeden und alles«, sagte sie dann leise. »Vielleicht gegen die Ungerechtigkeit des Lebens. Ich weiß es nicht. Er spricht darüber nicht mit mir, was ihn bewegt und warum er handelt, wie er handelt, und es steht mir nicht zu, ihn danach zu fragen. Aber ich kann mich noch gut daran erinnern, dass er früher nicht so war.«

»Wann früher?«

»Vor gut zwölf Jahren. Als meine Mutter noch lebte.« Obwohl sie sich um einen normalen Tonfall bemüht hatte, war ihm die Trauer in ihrer Stimme nicht entgangen.

»Du hast mir noch nie von ihr erzählt, Sarah. Sie hieß wie du, nicht wahr?«, fragte er sanft und dachte an das Grab hinter dem Werkstattschuppen, das von einem hüfthohen

Holzzaun umgeben und immer mit frischen Blumen bepflanzt war. Auf dem hübsch verzierten Holzkreuz standen nur der Name Sarah und die Jahreszahlen 1770–1796. Ihre Mutter war also mit sechsundzwanzig gestorben, während ihre Tochter gerade fünf gewesen war.

»Das Grab hinter dem Haus ist nicht ...«, begann Sarah nach einer Weile des Schweigens, brach jedoch mitten im Satz ab, als sich Schritte dem Haus näherten. »Das wird Vater sein. Er hat mir verboten, mit irgendjemandem über meine Mutter zu reden. Bitte fragen Sie nicht weiter!« Sie sah ihn flehentlich an.

Er nickte. »Keine Angst, er wird nie erfahren, dass wir darüber geredet haben«, beruhigte er sie.

»Danke«, murmelte sie und beugte sich wieder geschäftig über die Schüssel.

Cedric Blunt kam ins Haus gestapft. Er machte einen zufriedenen Eindruck. »Ein Quoakka ist in eine der Fallen gegangen, die ich letzte Woche aufgestellt habe. Zieh ihm das Fell ab und nimm ihn aus!«, trug er seiner Tochter auf und stellte die Flinte in die Ecke. »Er ist groß genug, um genügend Fleisch und eine gute Suppe abzugeben!« Ein Quoakka war ein kleines Beuteltier und sein Fleisch ganz annehmbar, wenn man nicht allzu wählerisch war.

»Jawohl, Vater«, sagte Sarah gehorsam, nahm ein scharfes Messer vom Regal und ging hinaus.

Das Abendessen war dank der Gewürze, die Sarah verwendet hatte, und dem frischen Gemüse überraschend schmackhaft. Cedric erlaubte sich und seinem Gast sogar einen Becher Brantwein aus der großen Korbflasche. Mitchell hatte gewöhnlich für diesen scharfen Fusel nicht viel übrig. Doch an diesem Abend nahm er das Angebot des Töpfers dankbar an.

Ein Gespräch kam bei Tisch nicht zustande. So war es jeden Abend. Anfangs hatte Mitchell noch versucht, Cedric Blunt in ein Gespräch zu verwickeln. Doch seine schroffen, einsilbigen Antworten und der scharfe Blick, mit dem er seine Tochter zum Schweigen gebracht hatte, wenn sie etwas sagen wollte, hatten ihn diesen Versuch bald aufgeben lassen.

Nach dem Essen zündete der Töpfer eine Kerze an, holte die abgegriffene Bibel, die er in einer eisenbeschlagenen Truhe aufbewahrte, und tat, was er jeden Abend tat, während seine Tochter den Abwasch erledigte und sich dann zu ihm an den Tisch setzte, um Näharbeiten zu erledigen oder Körbe zu flechten: Er las ihr aus der Bibel vor.

Zweifellos war er stolz darauf, dass er die Kunst des Lesens erlernt hatte, doch er meisterte sie nicht. Sein Vortrag war stockend und monoton wie bei einem Schüler, der schon genug mit den einzelnen Buchstaben und Worten zu kämpfen hat, um sich auch noch Gedanken über den Zusammenhang und die Bedeutung des Vorgelesenen machen zu können.

Aus Zuneigung zu Sarah blieb Mitchell noch eine Weile im Wohnraum und starrte in die Flammen des Feuers, das langsam in sich zusammenfiel. Das Bild hatte etwas Symbolisches für ihn, hatte er doch das Gefühl, dass seine Energie und seine

Lebensfreude immer mehr in sich zusammenfielen, je länger er unter diesem Dach weilte.

Er versuchte, seine Gedanken auf andere Dinge zu lenken und die Trostlosigkeit seiner Situation zu verdrängen, doch es gelang ihm nicht. Wenn er zu Sarah hinüberblickte und ihr ruhiges Gesicht sah, diese Mischung aus Ergebenheit und Resignation, ein Ausdruck, der für ihn die Duldsamkeit der Wehrlosen und Unterdrückten verkörperte, dann hätte er am liebsten die Korbflasche mit dem Branntwein ergriffen und sie ins Feuer geschleudert, auf dass die Flammen bis zur Decke emporschießen und dieses Haus des Schweigens und der Freudlosigkeit niederbrennen würden.

Doch er saß so still und reglos da wie Sarah auf der anderen Seite des Tisches, zur Tatenlosigkeit in jeder Beziehung verdammt. Schließlich konnte er Cedrics verbissenes Gesicht und sein abgehacktes Vorlesen nicht länger ertragen. Er stand auf, nahm einen tönernen Kerzenhalter vom Wandregal und entzündete ihn mit einem Holzspan, den er ins Feuer hielt. Sarah hob den Kopf, und ihm war, als schenkte sie ihm die Andeutung eines Lächelns, als er ein Kapitelende im Bibeltext zum Anlass nahm, um sich mit einem gemurmelten Gute-Nacht-Gruß in seine Kammer zurückzuziehen.

Er sank auf die primitive Bettstelle, die den größten Teil der Kammer einnahm. Ein schmaler Tisch neben der Tür, auf dem eine Waschschüssel, ein Krug mit Wasser, seine wenigen Bücher, die er schon x-mal gelesen hatte, sowie der Kerzenhalter standen, und der Stuhl davor waren die einzigen anderen Möbelstücke in diesem winzigen Raum, der knapp fünf Schritte in der Länge und halb so viel in der Breite maß. Seine wenigen Sachen hingen in der hintersten Ecke an einer einfachen Holzstange, die von Wand zu Wand ging. Einen Dielenboden gab es im ganzen Haus nicht, sondern nur festgetretene Lehmerde unter den Füßen. Zum Glück hatte der Verschlag, wo Cedric Blunt ihn einquartiert hatte, ein Fenster. Und wenn es auch noch so klein war, es gab ihm doch das Gefühl, von den Wänden und der Enge des Zimmers nicht ganz erdrückt zu werden.

Er hatte vorgehabt, im Schein der Kerze noch ein wenig an seinen Skizzen zu arbeiten, die er von Bäumen, Pflanzen und Landschaften angefertigt hatte, seinem einzigen Zeitvertreib. Doch er vermochte nicht mehr die Energie aufzubringen, sich an den Tisch zu setzen.

Stattdessen löschte er das Kerzenlicht und schlug das Sackleinen von der Fensteröffnung zurück. Vom Bett aus konnte er gerade noch die Baumspitzen des Waldes und darüber eine Handbreit Himmel sehen. Irgendwie hatte er auf eine klare Nacht mit funkelnden Sternen auf dem Schwarz des Firmaments gehofft, auf den Anblick des Kreuz des Südens, dem Sternzeichen, das die Aborigines, die Eingeborenen auf dem Festland mirra booka nannten und nach dem auch seine Farm bei Parramatta benannt war. Doch der Himmel war bezogen und nicht ein Stern zu sehen.

Erschöpft und doch hellwach lag er auf dem Bett, starrte in die Finsternis und fragte sich mit wachsender Verzweiflung, wie lange er noch gezwungen sein würde, sich an diesem Ort versteckt zu halten. Wie lange würde sich das New South Wales Corps noch an der Macht halten?

Im Januar hatte die korrupte Offiziersclique gegen den Gouverneur der

Sträflingskolonie gemeutert und William Bligh, den berühmt-berüchtigten ehemaligen Captain des Meutererschiffes Bounty, in einem Handstreich entmachtet und arrestiert. Lieutenant Kenneth Forbes gehörte zu ihnen. Und solange seine Offizierskameraden, die faktisch schon von der Gründung an die Kolonie durch ihr Rum-Monopol beherrscht hatten, die Macht ausübten, würde er nicht auf seine Farm und zu Jessica zurückkehren können.

Wann würden frische Truppen und ein neuer Gouverneur nach Australien kommen, um der Willkür dieser skrupellosen Männer, die den Offiziersrock des Königs mehr als einmal entehrt hatten, ein Ende zu bereiten?

Wie lange würde er die bedrückende Atmosphäre im Haus von Cedric Blunt noch ertragen müssen? Drei, vier Monate? Ein halbes, vielleicht sogar ein ganzes Jahr?

Mitchell gab sich keinen Illusionen hin. Ein schneller Segler brauchte auch bei günstigen Winden und Wetterverhältnissen fünf Monate für die Strecke Australien–England. Und bevor man in London zu einer Entscheidung gekommen war, wie man auf die Rebellion in der fernen Sträflingskolonie reagieren sollte, würden Wochen, wenn nicht gar Monate ins Land gehen. Vor Ablauf eines Jahres war daher nicht damit zu rechnen, dass in Sydney wieder ein rechtmäßiger Gouverneur residierte, der mit loyalen Truppen für Recht und Ordnung sorgte.

Solange würde er auch Jessica nicht wiedersehen, und bei diesem Gedanken legte sich Schwermut auf seine Seele.